

## Mittelalter und Neuzeit

*Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte.* Hg. von Michael MÜLLER-WILLE, Reinhard SCHNEIDER. Bd. I-II. Sigmaringen: Thorbecke 1994. 740 S., 158 Abb./Kt. = Vorträge und Forschungen XLI.

Diese durch den Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte in zwei Bänden herausgegebene Vortragsreihe entstammt den im Herbst 1988 und im Frühjahr 1989 auf der Insel Reichenau gehaltenen Tagungen. Die ungarische Problematik, Archäologie und Geschichtswissenschaft ist durch insgesamt vier Beiträge vertreten. Über die Awaren referierten Csanád Bálint sowie Hansgerd Göckenjan, über die Landnahme Károly Mesterházy und György Györffy.

Der Beitrag von Csanád Bálint, „Probleme der archäologischen Forschung zur awarischen Landnahme“ (I, S. 193-273), geht davon aus, daß die archäologische Erforschung des Karpatenbeckens wegen der häufigen Einwanderungsströme ständig auf eine dynamische Betrachtungsweise angewiesen ist. So ist er bereit, in mehreren Fällen früher ausgesprochene Standpunkte zu revidieren und der in der Zwischenzeit gewandelten Fundsituation Rechnung zu tragen. Ein weiterer Wesenszug der Sichtweise Bálints ist die Distanzierung von der Interpretationsweise *Fundobjekt = Ethnikum*, die er als »uralte Denkweise« einstuft (S. 205). Er nimmt eine Stellung ein, die wir »transethnisch« nennen möchten, die der Erkenntnis entspringt, daß bestimmte Objekte in den frühmittelalterlichen Steppen »eher die Mode der Epoche und nicht das Ethnikum der Verwender widerspiegeln« (S. 199). Die Ausführungen Bálints stehen ferner unter dem Zeichen der Erkenntnis, daß ein großer Teil der metallenen Grabbeigaben und der Keramik nicht aus der eurasischen Steppenregion stammten, sondern im neuen Siedlungsgebiet der Awaren hergestellt wurden.

Bei der Diskussion von Methoden und Problemen chronologischer Bestimmung der frühesten Zeugen awarischer Landnahme verweist der Verf. auf Langzeitfundtypen, wie die Armringe aus Szentendre und die doppelhalbmöndförmigen Gürtelbeschläge in Keszthely-Fenekpuszta (früheste Awarzeit) und im Grab von Igar (mittlere Awarzeit, zweites Drittel des 7. Jhs.). Die eigentümliche Verzierung einer Gruppe von Großriemenzungen des 6./7. Jhs. bezeichnet Bálint aufgrund ihrer bekanntesten Exemplare als Typ Kunágotá-Mersin (frühe und mittlere Awarzeit, S. 201).

Im zweiten Teil seiner Arbeit bespricht Bálint drei Quellen frühawarischer Kultur, nämlich die Basis aus den Steppen, den byzantinischen Einfluß und die lokalen Entwicklungselemente (S. 214-246). Bezüglich der vor etwa zwei Jahrzehnten heftig diskutierten Frage der grauen Keramik der Frühawarzeit bemerkt Bálint, »daß die scharfe kulturelle – folglich auch: ethnische! – Trennung zwischen handgemachter und scheibengedrehter Keramik der Awarzeit unhistorisch und sogar unwissenschaftlich ist« (S. 215). In Verbindung mit der Erörterung der Fundtypenübersicht von Éva Garam (1990) möchte der Verf. eine dritte typologische Gruppe

von Ohrringen mit Pyramidenverzierung als Typ Deszk in die Literatur einführen. Er könnte nämlich als awarische Variante betrachtet werden. Im Kapitel zum byzantinischen Einfluß führt Bálint die Großriemenzungen vom Typ Kunágota-Mersin, die in Osteuropa weit verbreitet sind, und die doppelhalbmond- und dreiförmigen Gürtelbeschläge auf den Prozeß der »Awarisierung« byzantinischer Kultur-elemente zurück.

Bezüglich der Keszthely-Kultur macht der Verf. die Erkenntnisse von István Bóna (1983) der internationalen Forschung bekannt (S. 125). Bóna kam in dieser Frage 1988 zum Ergebnis, daß in der Zeit Bajans (Ende des 6. Jhs.) »in einigen pan-nonischen Städten und Festungen ein christlich geprägtes kulturelles Leben [began], dessen Träger Romanen waren. [...] Diesem Kern byzantinischer Kultur schlossen sich romanische Elemente aus der näheren Umgebung und dem Alpen-gebiet an«. Außer »einheimischen Romanen« soll es auch »griechisch-sprachige« Elemente in Pannonien gegeben haben.

Im Kapitel „Lokale Entwicklungselemente der frühawarischen Kultur“ (S. 233-246) vertritt Bálint die Meinung, daß die Awaren Goldschmucktechniken wie Granulation, Glas- und Steineinlage, Tauschierung adaptierten und »verawarisierten«. Auch die Zahnschnitt-Ornamentik (Tierstil II) der Gürtelbeschläge und die eingestempelte Verzierung von Gefäßen sollen laut Verf. im Khaganat entstanden sein (S. 235), ebenso die Gürtelgarnituren, die keine rein östlichen Elemente aufweisen (S. 237).

An den Beitrag Bálints, der mit 10 Abbildungen und 10 Fundlisten samt jeweiligen Verbreitungskarten illustriert wird (S. 250-273), schließt Hansgerd Göckenjan „Die Landnahme der Awaren aus historischer Sicht“ (S. 275-302) an. Der Autor behandelt die Landnahme der Awaren unter Heranziehung zahlreicher byzantini-scher, deutscher, russischer, arabischer und chinesischer Quellen sowie der einschlägigen historisch-archäologischen, ethnographischen, soziologischen, orientali-stischen und byzantinologischen Sekundärliteratur. Er betont die Bedeutung der archäologischen Forschung, die bedeutende Funde zum Vorschein gebracht habe. Es wurden zuverlässige Kriterien ausgearbeitet, um den Umfang des Siedlungs-gebietes der landnehmenden Awaren im Karpatenbecken zu bestimmen. Es gelang, eine chronologische Dreiteilung der Awarzeit in eine frühe, mittlere und späte Phase vorzunehmen. Umstritten blieb es, ob die drei Fundhorizonte mit Einwanderungswellen reiternomadischer Verbände gleichzusetzen seien. Aus den Gra-bungen wurde die Erkenntnis gewonnen, daß bereits um die Wende zum 7. Jh. bei den Awaren der Übergang von der halbnomadischen zur sesshaften Lebensweise eingesetzt haben muß.

Göckenjan erwähnt den jahrzehntelangen Disput um die ethnische Zuweisung der Awarenfunde, der national befrachtet war. Beim gegenwärtigen Forschungs-stand sei eine ethnische Trennung der Funde auch deshalb undurchführbar, weil bereits in den ersten Jahrzehnten nach der Landnahme eine Symbiose von Awaren und Slaven stattgefunden habe. Laut Verf. teilten die Awaren ihr Herrschaftsgebiet nach der Gepflogenheit reiternomadischer Gesellschaften in das Innen, das dem Karpatenbecken entsprach, und ins Außen, das Feindesland, ein. Die Gesamtzahl der landnehmenden Awaren wird hier auf 200.000 bis 250.000 Menschen geschätzt,

ohne die slawischen, germanischen und provinzialrömischen Volkselemente zu berücksichtigen, die auf der Wanderung mitgerissen oder mitgeschleppt worden waren. Die eigentlichen Awaren hätten eine Minderheit von kaum mehr als 100.000 Menschen gebildet.

Bezüglich der Quellen stellt der Verf. den St. Gallener Mönch Notker Balbus in den Vordergrund. Dieser erwähnt wie der Byzantiner Maurikios die größeren Verbände der Awaren. Die Nachrichten Notkers wurden von der Forschung wiederholt in Zweifel gezogen. Auch Göckenjan bezweifelt nicht, daß Notker zu Übertreibungen neigt, doch sein Awarenbild sei durchaus wahrheitsgetreu. Auf östliche Parallelen weist die von Notker erwähnte Neunzahl der Awarerlinge. Der Verf. führt Beispiele hierfür aus der innerasiatischen Tradition an und nimmt daher an, daß die Neun bei der Gliederung der reiternomadischen Stammesstruktur eine wichtige Rolle spielte. Göckenjan nimmt ferner an, daß die Awaren bereits vor ihrer Westwanderung nach türkischem Vorbild in neun Verbände gegliedert waren. Über die geographische Lage der neun awarischen Ringe läßt sich nichts sagen, weil bisher derartige Anlagen archäologisch nicht identifiziert wurden. Die Residenz des Khagans befand sich irgendwo zwischen Donau und Theiß, weil die Franken 796 beim Angriff auf den Hauptring die Donau überschritten und die Awaren über die Theiß nach Osten vertrieben.

Die Awaren waren nicht ausschließlich Nomaden, weil Gräberfelder von drei bis 30 Gräbern laut Bóna (1988) auf Winterlager weisen. Der Verf. glaubt, hier Sitze von Großfamilien erkennen zu dürfen, die gemeinsam mit ärmeren Familien und Einzelpersonen aus der Nachbarschaft einen *Aul*, das heißt ein Nomadenlager oder eine Viehzüchtergemeinschaft bildeten. Seit dem Anfang des 6. Jhs. erfolgte der Übergang von Winterlagern zu ständig besiedelten größeren Dörfern, deren Gräberfelder für 100 oder 150 Jahre ununterbrochen benutzt wurden.

Der Verf. spricht außerdem das Verhältnis der Awaren zu der im Donaauraum vor der Landnahme ansässigen Bevölkerung an, nämlich zu germanischen Völkern wie Gepiden und Resten der provinzialrömischen Bevölkerung, die in den Spuren der sogenannten Keszthely-Kultur auftauchen. Die Awaren behandelten die Unterworfenen laut Quellen mit Härte, doch nach Beendigung der Kriege gewährten sie den »Experten« (Bauleute, Handwerker, Künstler) Schonung.

Der Verf. erwähnt den in den »Miracula Sancti Demetrii« beschriebenen Verband verschiedener Ethnien in der Umgebung von Sirmium, der sich durch gemeinsamen christlichen Glauben und römische Kulturtradition, durch persönliche Freiheit und durch Anerkennung durch den Khagan auszeichnete. Indem ein reiternomadischer Anführer an seine Spitze gestellt wurde, erhielt der neugebildete ethnische Verband die Möglichkeit, in die awarische Stammesföderation einzutreten. Den ethnischen Verband von Sirmium betrachtet Göckenjan als neugebildet, es wäre aber durchaus denkbar, daß die »Neubildung« an eine vor Auftreten der Awaren bestehende territoriale Formation anknüpfte. Dieses Modell territorialer Organisation dürfte unserer Meinung nach nur typisch für die Awaren sein, sondern auch von anderen staatsbildenden Wandervölkern wie den Hunnen, Gepiden oder Langobarden befolgt worden sein.

Dann behandelt Göckenjan die Slawen, die nur im Kernraum des Awarenreiches mit Gewalt unterworfen wurden, während sie in den Randregionen häufig als Verbündete auftraten. Nicht selten paßten sie sich an die reiternomadische Lebensweise ihrer awarischen Verbündeten an. Während von den Awaren bereits im Hochmittelalter nur noch eine dunkle Erinnerung blieb, setzten sich die Slawen in großen Teilen des östlichen und südöstlichen Europa durch. Der Verf. beschließt seine Ausführungen mit der aussagekräftigen Bemerkung, daß die Ungarn das politische und kulturelle Erbe der Awaren im Karpatenbecken antraten, »deren Niederlassung sich als weit folgenreicher erweisen sollte als die awarische Landnahme«.

Károly Mesterházy („Die Landnahme der Ungarn aus archäologischer Sicht“, II, S. 23-65) bespricht zunächst das historisch erfaßbare Siedlungsgebiet der Ungarn vor der Landnahme unter Heranziehung arabischer und byzantinischer Quellen. Danach wendet er sich den überaus spärlichen Gräberfunden in den ungarischen Siedlungsgebieten vor der Landnahme, im Etekköz, zu. Bisher ist nur ein einziges eindeutiges ungarisches Gräberfeld bekannt, und zwar in der Nähe von Kirovograd, am Fluß Ingul, das erst seit kurzem bekannt ist.

Während der Landnahme zerfielen die sieben ungarischen Stämme wahrscheinlich in kleinere und größere Blöcke. Doch die archäologische Bestimmung der möglichen Stammesblöcke ist bestenfalls bei der ersten oder zweiten Landnehmergeneration möglich (S. 27-28). Mesterházy bringt eine Zusammenstellung meist unpublizierter Funde, die er aufgrund ihrer Parallelen im Osten oder in der Nähe des Ural der ersten Generation von Landnehmern zuspricht. Es sind insgesamt 18 Parallelen bekannt (S. 28-31), die aber zu insgesamt 32 ungarischen Fundorten erweitert werden dürfen, weil manche Typen in Ungarn an mehreren Fundorten vertreten sind. Bei der Zuweisung der Gußformen identifiziert der Verf. insgesamt 21 Fälle von Beschlügen, die derselben Werkstatt entstammen oder zumindest als Parallelförmchen zu deuten sind (S. 32, 45-47). Die Typenliste begleiten 13 Abbildungen (S. 33-44). Die Zahl der hier eingearbeiteten Fundorte kann durch weitere 20 erweitert werden, so daß die Zahl der Siedlungen der ersten Generation 52 beträgt.

Mesterházy befaßt sich auch mit der Frage, ob die zahlreichen Funde der oberen Theißgegend (140 Orte aus dem 11. und 12. Jh., wovon heute mehr als 100 Fundstellen in die erste Hälfte des 10. Jhs. datiert werden können) als Nachlaß der Kabaren zu betrachten sind, wofür György Györffy (1958/1959) aufgrund von historischen Argumenten plädierte. Und er schließt sich dieser in der Forschung heftig umstrittenen Meinung an.

Das Hauptverbreitungsgebiet der arabischen Münzfunde ist die obere Theißgegend. An 11 ungarischen Fundorten wurden insgesamt 45 Münzen geborgen. Es gibt auch Funde in der nördlichen Hälfte der Kleinen Tiefebene (in der Slowakei), entlang der Theiß und im Donau-Theiß-Zwischenstromland sowie im mittleren Streifen des Karpatenbeckens. Aus Transdanubien ist hingegen nur ein einziger Dirhem-Fund bekannt. Mesterházy schlußfolgert, daß die durch Dirhems datierten Gräber und Fundorte ohne Ausnahme an die erste Generation der Landnehmer zu knüpfen seien (S. 51). In Verbindung mit den westlichen Münzen heißt es, daß die

in der oberen Theißgegend siedelnde Generation an den Streifzügen in den Westen aktiv beteiligt war, weshalb der bedeutendste Teil der westlichen Münzen aus dem 9. Jh. stammt. Doch bis zur Publikation der Gräberfelder von Tiszaeszlár-Basahalom, Szakony, Tiszanána, Tiszavasvári, Karos II und III sowie Rakamaz, um nur einige zu nennen, können zur Zeit nur Aussagen anhand des Gräberfeldes in Kenézlő gemacht werden.

Eine gesellschaftshistorische Untersuchung von Kenézlő II ergab, daß in den 25 Gräbern eine Großfamilie bestattet wurde. Mesterházy stellt erstmalig den Versuch an, das Gräberfeld chronologisch einzuordnen. Er identifiziert vier Gräber aus der ersten Landnehmergeneration aufgrund ihrer Gürtelbeschläge und eines Dirhems. Von den dreizehn Gräbern mit reichem Bestattungsinventar gehören laut Verf. acht mit Sicherheit der Landnehmergeneration. Durch frühe byzantinische Münzen läßt sich die Zahl der mit großer Wahrscheinlichkeit der ersten Generation gehörenden Gräber und Fundorte erhöhen (S. 55), so daß der Verf. zur Zahl von insgesamt 85 Grabfunden gelangt.

Eine der Abbildungen zeigt die Fundorte von Beschlägen der Goldschmiedewerkstatt im oberen Theißgebiet sowie die Verbreitung gleicher Beschlagtypen. Weil in der oberen Theißgegend Parallelen zwischen fast allen frühen Gürtelgarnituren und Beschlägen zu finden sind, folgert der Verf., daß die Werkstatt oder die Werkstätten sich in der oberen Theißgegend befunden hätten. Damit glaubt er, den Beweis erbracht zu haben, daß die Verbreitung des Kreises mit Taschenplatte nicht der Verbindung mit den Kabaren widerspreche. Deshalb faßt Mesterházy seine frühere Auffassung, durch die neuen Beobachtungen erweitert, folgendermaßen zusammen: »In der oberen Theißgegend ließen sich vor allem Kabaren sowie Volkselemente türkischen Ursprungs nieder«. Aus dieser historisch-archäologischen Zusammenfassung entnehmen wir ferner die bedeutsame Feststellung, daß es wahrscheinlich ist, daß eine Gruppe der landnehmenden Ungarn schon vor 895 die obere Theißgegend besetzte. Die unter petschenegischem Druck stehenden ungarischen Stämme aus Etelköz ließen sich in Siebenbürgen, in der Tiefebene bis zur Donau und in der Kleinen Tiefebene nieder. Es ist von Bedeutung, daß die militärische Besetzung von Siebenbürgen anhand eines Gräberfeldes in Klausenburg (*Cluj, Kolozsvár*) durch die erste Generation bewiesen werden kann. Die Gräberfelder der lokalen slawischen oder awarischen Bevölkerung slawischer Sprache zerfallen in Gräberfelder awarischen Charakters im mittleren Teil des Landes und in slawische Gräberfelder in den Randgebieten.

Der Verf. geht schließlich kurz auf die zweite Generation der landnehmenden Ungarn ein. Für sie war der Beschlag mit Anhängern typisch. Mesterházy glaubt, daß dieser für die Frauen der führenden und mittleren Schicht charakteristische Zierrat sich offensichtlich im Karpatenbecken entfaltete. Seine Verbreitung datiert er auf die Zeit zwischen 910 und 920.

György Györffy möchte zu Beginn seines Beitrags „Die Landnahme der Ungarn aus historischer Sicht“ (II, S. 67-79) begründen, warum er von *Ungarn*, nicht von *Magyaren* spricht. Magyare gilt für ihn nur für die *Urungarn*, die noch nicht mit den Onoguren und den Chazar-Türken zusammenlebten. Györffy, der die umstrittenen Fragen der ungarischen Landnahme in die Themenkreise 1) Glaubwür-

digkeit der Quellen und 2) historischer Verlauf der Ereignisse gruppiert, unterzieht die Quellen einer kritischen Betrachtung. Bei Regino, Abt von Prüm, einem Zeitgenossen der Landnahme, stellt Györfly chronologische Fehlleistungen fest, beispielsweise in Verbindung mit dem Streifzug der Ungarn nach Italien, der 899-900, nicht 901 unternommen wurde. Es ist aber überraschend, wie genau Regino über den petschenegischen Angriff, der zur Landnahme führte, informiert war. Eben deshalb geht der Verf. auch der Frage nach, woher Regino seine Informationen bezog habe. In Verbindung mit dem italienischen Streifzug der Ungarn 899-900 gebrauchte der Abt von Prüm die Namensform »Pecinaci« für die Petschenegen, die der slawischen Form am nächsten steht. Györfly führt diese Namensform auf einen sich unter den Führern oder Dolmetschern des ungarischen Zuges durch Pannonien befindenden pannonslawischen Geistlichen mit lateinischer Ausbildung zurück, der in Italien Informationen über das Karpatenbecken, Transdanubien und die Neutragegend verbreitete, woher dann Abt Regino weiter informiert worden sei. Zur Unterstützung seiner These führt Györfly drei Beispiele an, welche die guten Beziehungen zwischen den ungarischen Fürsten und den christlichen Geistlichen bezeugen: die vertrauliche Begegnung zwischen Erzbischof Method und dem König (*Korol*) der Ungarn 884, das vor 900 geschlossene Bündnis des Erzbischofs Theotmar von Salzburg mit den ungarischen Fürsten und die Entsendung eines griechischen Klerikers durch Kaiser Leo den Weisen um 900 als Gesandter zu den Ungarn.

Der Verf. betont, »daß die Quellen nur unter Berücksichtigung des Informationsweges, des Kenntnismaterials des Verfassers und seiner literarischen Methode eingeschätzt werden können« (S. 72). Das ist zweifelsohne richtig, doch Györfly übersieht den wohl gewichtigsten Faktor, die Zugehörigkeit Reginos zum Kloster Prüm, das im Rheinland »das karolingische Hauskloster par excellence« war (Franz J. Felten: Die Bedeutung der Benediktiner im frühmittelalterlichen Rheinland. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 57 [1993] 19). Es dürfte einleuchten, daß die bedeutendste Informationsquelle der kaiserliche Hof und die dortigen höchsten Stellen des karolingischen Staates waren.

Die Angaben des Konstantin Porphyrogennetos beleuchtet der Verf. kritisch (S. 72-75). Eine Quelle des Byzantiners über die Ungarn war der Bericht des byzantinischen Klerikers Gabriel, der den Auftrag bekommen hatte, die Ungarn dazu zu bewegen, gegen die Petschenegen in Etelköz zu ziehen, was deren Fürsten wegen der Truppenstärke der Petschenegen verweigerten. Györfly gibt zur Datierung von Gabriels Gesandtschaft die Zeit Leos des Weisen an.

Von arabischen Quellen nennt der Verf. Tarix At-Tabari, Masoudi und Ibn Fadlan, die Kriege zwischen den einzelnen Turkstämmen zwischen 893 und 922 erwähnen. Györfly betont, daß vor 895 im Karpatenbecken keine Volksgruppe gefunden werden konnte, die den Namen *Magyar* getragen hätte, obwohl die mohammedanischen Geographen des 9. Jhs. die zwischen dem Don und der Donau lebenden Ungarn *Madzgharija* nannten. Das Einwanderungsjahr 895 wird aufgrund der „Annales Fuldenses“ datiert, die unter dem Jahr 896 den Bericht des byzantinischen Gesandten Lazarus über den Verdrängungskrieg der Petschenegen gegen die Ungarn aufzeichnen (S. 76).

Die Darstellungen der Landnahme in den ungarischen Chroniken beziehen sich auf die siegreiche Landnahme durch Árpád und auf die Flucht der sieben Stämme nach Siebenbürgen vor Adlern, die sie angriffen und ihre Tiere auffraßen. Die Einwanderung, die einen längeren Zeitraum in Anspruch genommen haben muß, erfolgte wahrscheinlich durch den Verecke-Paß. Die Mehrheit der vor dem pet-schenegischen und bulgarischen Angriff Fliehenden konnte durch verschiedene Pässe in den Karpaten nach Siebenbürgen gelangt sein. Es ist anzunehmen, daß mit den Ungarn auch Ostslawen ins Karpatenbecken einwanderten.

Auf die Beiträge von Bálint und Göckenjan kommt Michael Müller-Wille in seinem als Zusammenfassung gedachten Aufsatz „Zwischenstand“ (S. 339-354) zu sprechen. Peter Johannek beschließt die Vortragsreihe im zweiten Teilband mit „Schlußbetrachtungen“ (S. 337-346), in denen er auch die Ausführungen von Mesterházy und Györfy berücksichtigt.

Klaus Popa

Meschede

*Byzance et ses voisins. Mélanges à la mémoire de Gyula Moravcsik à l'occasion du centième anniversaire de sa naissance.* Red. Thérèse Olajos. Szeged: Generalia 1994. 163 S. = Acta Universitatis de Attila József Nominatae, Opuscula Byzantina 9.

Dieser in einer bekannten, von der Universität Szeged herausgegebenen byzantinistischen Reihe erschienene Sammelband vereinigt Beiträge zum Gedächtnis des herausragenden, 1892 geborenen und 1972 verstorbenen ungarischen Byzantinisten Gyula Moravcsik, die in der einen oder anderen Weise auf ihn selbst oder seine Interessengebiete eingehen.

Zunächst beschreibt János Harmatta Leben und Werk Moravcsiks, bei dem erstaunlich früh die späteren Arbeitsschwerpunkte erkennbar wurden. Die prägenden Erlebnisse während der Kriegsgefangenschaft in Sibirien und das dort erwachende Interesse für die Turksprachen initiierten schließlich eingehende Forschungen über das Verhältnis zwischen Byzanz, Ungarn und den Turkvölkern, die Moravcsik als Wissenschaftler unsterblich gemacht haben (S. 7-10). Johannes Irmscher schildert sodann Moravcsiks Rolle als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (S. 11-15).

Im historisch-philologischen Teil definiert André Guillou Funktion und Bedeutung der »Grenze« für die Byzantiner, wobei ein äußerst differenziertes Bild entsteht. Es ist zu unterscheiden zwischen fließenden und klar fixierten Grenzen, zwischen privaten, innerbyzantinischen Demarkationslinien und solchen gegen gleichwertige Nachbarn oder auch gegen »Barbaren« (S. 17-24). Peter Schreiner untersucht die auf unterschiedliche propagandistische Intentionen zurückgehenden Divergenzen, welche das Charakterbild des Kaisers Maurikios in späteren Volkslegenden kennzeichnen, nämlich teils als verdammenswerten Geizhals, teils auch als heroisches Opfer des infamen Tyrannen Phokas (S. 25-31). Imre H. Tóth beleuchtet das – schon wegen der Quellenlage – problematische Verhältnis zwischen dem »Slawenapostel« Konstantin/Kyrrill und seinem Lehrer, dem Patriar-

chen Photios, vor allem unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen philosophischen Grundeinstellung (neoplatonisch versus aristotelisch, S. 33-40). Tereza Olajos erweist die außerordentlich bedeutende Rolle traditioneller, aus der klassischen-antiken Literatur übernommener Topoi in der byzantinischen Literatur anhand der mehr oder weniger wörtlichen Übernahmen des byzantinischen Geschichtsschreibers Theophylaktos Simocatta aus dem Werk des antiken Schriftstellers Kallimachos von Kyrene (S. 41-47). Orsolya Karsay philosophiert über den Fall des Byzantinischen Reiches und das Weiterleben der »Megale Idea« bis in die Neuzeit (S. 49-52). Das überaus schwierige Problem der Beziehungen zwischen den »Altungarn« und den (Proto-)Bulgaren vor der Einnahme ihrer jeweils endgültigen Sitze in Südosteuropa untersucht György Székely. Nach dessen Fazit hätten die Bulgaren bis 895/896 das östliche Karpatenbecken beherrscht und seien dann von den landnehmenden Ungarn verdrängt worden (S. 53-58). Diese Auffassung ist nach Ansicht des Rezensenten verfehlt.<sup>1</sup> Ferenc Makk macht einen Interessenkonflikt zwischen dem byzantinischen Kaiserhof und dem ungarischen König Ladislaus I. (1077-1095) auf der Balkan-Halbinsel zum Thema, ausgelöst nicht nur durch die gegenseitige Rivalität in Kroatien, sondern auch – und hier liegt die eigentliche Überraschung – durch das Unabhängigkeitsstreben adliger angelsächsischer Reiseläufer, die vor der normannischen Invasion von 1066 nach »Paristrion«, in das Gebiet des Donau-Deltas, geflohen waren und sich nun der byzantinischen Hoheit entziehen wollten (S. 59-67). Der kürzlich verstorbene István Kapitánffy analysiert die byzantinischen Bezüge der „Gesta“ des »Anonymen Notars«, und zwar sowohl in Hinsicht auf die – seines Erachtens nicht vorhandenen – (mittel-)griechischen Sprachkenntnisse des »Magisters P.« als auch auf sein tatsächliches Wissen über die dortigen politischen Verhältnisse (S. 69-76). Georgi Nikolov würdigt das wechselvolle Verhältnis zwischen dem Königreich Ungarn und dem bulgarischen Zartum im 13. bis 14. Jh. einer erneuten Untersuchung (S. 77-85). Lenos Mavrommatis kann anhand zweier erstmals edierter und hier ausführlich kommentierter Urkunden neues Licht auf die rechtlichen Verhältnisse zwischen dem byzantinischen Kaiser Andronikos II. Palaiologos und dem Athos-Kloster Zographou werfen, die durch das machtpolitisch tertierte außenpolitische Verhältnis zu Serbien und Bulgarien entscheidend beeinflusst waren (S. 87-91). Hedvig Sulyok beschäftigt sich, überwiegend anhand einer Quelle aus dem frühen 14. Jh., nämlich der „Anonymi Descriptio Europae Orientalis“, mit den »Latini« (ungarisch *olasz*) im mittelalterlichen Königreich Ungarn; es konnte sich bei dieser Gruppe um Romanen aus Dalmatien, aber auch um Italiener oder Franzosen handeln (S. 93-108). Über ungarische Denkmäler der byzantinischen Liturgie und deren Auswirkungen auf den magyarischen Wortschatz handelt Feriz Berki (S. 109-115).

Gegen Ende des Bandes kommt die Archäologie zu ihrem Recht. Károly Mesterházy zeichnet, gestützt auf die überaus zahlreichen diesbezüglichen Bodenfunde, ein Bild des Handels zwischen Ungarn und dem byzantinisch-balkanischen Raum im 10. und 11. Jh. (S. 117-128). István Erdélyi widmet sich erneut dem

---

<sup>1</sup> Vgl. seine Abhandlung in diesem Band, S. 1-63, und zu weiteren Einzelheiten Martin Eggers: Das »Großmährische Reich« – Realität oder Fiktion? Stuttgart 1995, 57 ff.

»Schwert Karls des Großen« aus der Wiener Schatzkammer und kommt zu dem Schluß, daß es sich um einen Import aus dem Chazaren-Khaganat (7.-10. Jh.) handeln müsse (S. 129-139). Den Bogen zu einem geographisch ferner gelegenen Interessengebiet Moravcsiks schlägt Erzsébet Tompos, indem sie in einem reich illustrierten Beitrag eventuelle Kopien der Jerusalemer Grabeskirche in der frühmittelalterlichen Kirchenarchitektur Georgiens und Armeniens untersucht (S. 141-156). Zoltán Kádár überprüft ein mittelalterliches Kiewer Relief auf seine antiken Bezüge zu Dionysios und Kybele (S. 157-159). György Ruzsa steuert schließlich wissenschaftsgeschichtliche Details zur Erforschung der altrussischen Malkunst bei (S. 161-163).

Der in bewährter Aufmachung und solider Redaktion erschienene Band vermittelt ein umfassendes Bild des universalen Wissens- und Arbeitsbereichs von Gyula Moravcsik.

*Martin Eggers*

München

NIEDERMAIER Paul: *Der mittelalterliche Städtebau in Siebenbürgen, im Banat und im Kreischgebiet. Teil 1: Die Entwicklung vom Anbeginn bis 1241*. Heidelberg: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde 1996. 324 S., 180 Abb./Kt. = Kunstdenkmäler Siebenbürgens 2.

Der vorliegende Band ist, wie es in der Einführung heißt, der erste einer auf drei Teile angelegten Untersuchung über die mittelalterliche Stadtentwicklung im westlichen und zentralen Staatsgebiet des heutigen Rumäniens (der ausführliche Titel ist auf dem Bucheinband etwas irreführend verkürzt auf „Der mittelalterliche Städtebau“). Sehr sinnvoll erscheint die zeitliche Abgrenzung dieses ersten Bandes, da der große Mongolensturm von 1241, der im behandelten Gebiet erschreckende Zerstörungen gerade städtischer Siedlungen und ganz beträchtliche Populationsverluste mit sich brachte, hier tatsächlich einen entscheidenden Einschnitt darstellt. Vom 3. Jh. an bis zu diesem vorläufigen Endpunkt verfolgt Niedermaier die Entstehung und Entwicklung von 40 Städten oder stadähnlichen Siedlungen sowie 110 Dörfern und Märkten, deren Nachfolger-Siedlungen zahlenmäßig einen hohen Prozentsatz an den heutigen urbanen Agglomerationen stellen.

Herangezogen und miteinander verbunden werden dabei auf gelungene Weise die Ergebnisse der historischen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Forschung sowie historisches Kartenmaterial, überwiegend aus der josephinischen Landesaufnahme. Problematisch bleiben allenfalls gewisse statistische Daten sowie Aussagen zur herrschaftlichen Organisation des Raumes in der Zeit der ungarischen Landnahme. Sie erklären sich überwiegend daraus, daß die „Gesta“ des berühmten-berühmten »anonymen Notars« Königs Béla II. für glaubwürdig gehalten und daher ausgewertet wurden; die Bereitschaft hierzu mag darin begründet sein, daß Niedermaier in gewisser Weise doch der rumänischen historiographischen Tradition verpflichtet ist.

Der Aufbau des Bandes gestaltet sich so, daß in einem einleitenden Kapitel zunächst die demographische Entwicklung, sodann die Siedlungen der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters vorgestellt werden; dieses Kapitel ist naturgemäß überwiegend der Archäologie verpflichtet. Da eigentliche Städtegründungen um diese Zeit noch fehlen, handelt es sich vielmehr überwiegend um Wehranlagen von einem Ausmaß zwischen 0,8 und 2,3 ha, oft unter Ausnutzung der Geländeformation (Höhenlage, Flußschleifen u.ä.) errichtet, und außerhalb davon, aber zu diesen gehörig, um Streusiedlungen aus vereinzelt, manchmal auch räumlich näher beieinanderliegenden Gehöften. Bisweilen wurden militärische Anlagen der Römerzeit weiter verwendet. Zu berücksichtigen ist, daß bei weitem nicht alle Siedlungen dieser Zeit bekannt oder gar ergraben sind, so daß die vorläufige Auswahl, die vor allem die spektakulären, im Gelände hervorstechenden Anlagen erfaßt, keinesfalls repräsentativ sein kann, wie der Autor auch betont.

Nach einer überleitenden Darstellung der allgemeinen demographischen Entwicklung vom 11. bis zum 13. Jh., die ein stetiges Bevölkerungswachstum verdeutlicht, schildern drei Kapitel die Entwicklung der städtischen Siedlungen während dieser Zeitspanne, und zwar jeweils nach typologischen Aspekten geordnet, eine Vorgehensweise, die der Autor in der Einführung auch theoretisch zu begründen vermag.

Typ 1 entstand mehr oder weniger ungeplant durch die Verdichtung bereits vorhandener Streusiedlungen. Er setzte also frühe Dörfer archaischer Art wie auch Vororte mit zentraler politischer, kirchlicher und/oder Markt-Funktion fort, wobei letztere oft mit einer bereits bestehenden oder neu errichteten Befestigung verbunden waren. Auch räumlich abgesetzte Klosteranlagen oder Pfarrkirchen konnten, architektonisch dominierend, integraler Bestandteil solcher Orte sein. Für die Gesamtanlage dieser Siedlungen wie auch für die zunächst relativ großräumigen Einzelbesitze ist eine unregelmäßige Form charakteristisch, eine geregelte Straßenführung wird nicht erkennbar.

Typ 2 entwickelte sich aus verdichteten lockeren Siedlungen, Vorformen von Haufendörfern, die ebenfalls schon vor dem 11. Jh. existierten, und erlangte im 12./13. Jh. seine größte Bedeutung. Hier lagen die Gebäude von Anfang an näher beieinander als beim vorhergehenden Typ, aber gleichfalls unregelmäßig angeordnet; bisweilen ist eine Befestigung zu erschließen. In einigen Fällen handelt es sich sogar um Aufsiedlungen von Burgflächen, gegebenenfalls mit einer Vorstadt oder einer vorgelagerten Burg. Oft befanden sich derartige Orte an strategisch oder verkehrstechnisch wichtigen Punkten. Ein meist zentral, manchmal auch peripher gelegener Marktplatz kennzeichnet Bischofsstädte und andere »Vororte«, die den Handel an sich zogen. Insgesamt ist dieser zweite Typ der am wenigsten einheitliche, was Größe und Gestalt betrifft.

Schließlich repräsentiert Typ 3 eine planmäßig gesteuerte Entwicklung aus zeilenartigen Anlagen. Bei den reinen Straßen- oder Angerdörfern, deren Grundfläche meist einheitlich parzelliert war, handelte es sich zunächst ausschließlich um die Siedlungen deutscher Kolonisten. Diese Form wurde erst später auch von der »ansässigen Bevölkerung«, also Magyaren, Székeln und Rumänen übernommen, um schließlich gegen Ende des besprochenen Zeitraumes zu überwiegen. Typ 3

konnte aber auch als die planmäßige Ergänzung einer bereits bestehenden, unregelmäßigen Siedlung in Erscheinung treten. Hinzuweisen ist schließlich auf erste Stadtgründungen nach diesem planimetrischen Muster, die ohne eigentliche Vorläufer waren. Eine wichtige Rolle bei der Entstehung von Siedlungen dieses Typs spielten königliche Ministerialen und – im Burzenland – der Deutsche Ritterorden, weshalb die wichtigsten dieser Ansiedlungen mit Burganlagen verbunden waren.

Übrigens verzichtet Niedermaier im allgemeinen darauf, eine nationale Bestimmung der Siedler vorzunehmen – ein Thema, das unter Ceauşescu wohl kaum wahrheitsgemäß dargestellt werden konnte, jedoch auch angesichts des allgemeinen Wiederauflebens der Nationalismen in den ehemaligen Ostblock-Staaten nach 1989 offenbar immer noch zu brisant erscheint.

Den Abschluß des Bandes bilden die reiche Bibliographie, ein Abbildungs- und ein Ortsnamenverzeichnis sowie einige großformatige Ortspläne. Als sehr nützlich erweist es sich für den Leser, daß dieses Buch nicht nur der geschilderten typologischen Klassifizierung folgend zu lesen ist, sondern daß auch das Schicksal bestimmter Siedlungen, die gegebenenfalls in allen vier Kapiteln erscheinen, anhand eines zuverlässigen Verweissystems chronologisch durchgegangen werden kann. Besondere Erwähnung verdienen schließlich das ansprechende Layout sowie die überaus sorgfältigen und informativen Pläne, Diagramme, Kartenskizzen und Rekonstruktionszeichnungen, welche die Aussagen des Textes verdeutlichen und erweitern. Nach der Lektüre dieses interessanten und schönen Bandes freut man sich auf die beiden Fortsetzungen!

Martin Eggers

München

*Sigismund von Luxemburg. Kaiser und König in Mitteleuropa 1387-1437. Beiträge zur Herrschaft Kaiser Sigismunds und der europäischen Geschichte um 1400.* Hgg. von J. MAČEK, Ernő MAROSI, Ferdinand SEIBT. Warendorf: Fahlbuch 1994. 356 S., 65 Abb. = Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit 5.

Der Band vereinigt die Vorträge der internationalen Tagung in Budapest vom 8.-11. Juli 1987 anlässlich der 600. Wiederkehr der ungarischen Thronbesteigung Sigismunds und seines 550. Todestages. An das Vorwort der Herausgeber schließt sich ein Verzeichnis der Mitarbeiter, der Abkürzungen und Siglen sowie der Abbildungen an (S. IX-XX). Die Beiträge selbst sind in fünf Sektionen gegliedert: I. Sigismund und die Krise der europäischen Mächte; II. Hussiten und Kirchenpolitik; III. Städtewesen und Städtepolitik; IV. Wirtschaft und Verkehrswesen; V. Hof und Residenzen; VI. Ikonographie – Internationaler Stil um 1400. Den Abschluß bildet János M. Bak („Sigismund von Luxemburg. 450 Jahre nach seinem Tod“) und ein Index der Ortsnamen.

Von den ungarischen Autoren geht György Székely in seinem Beitrag „Sigismund von Luxemburg und das Universitätsleben“ (S. 132-143) auf Sigismunds Universitätsgründung 1389 in Etzelburg (*Óbuda, Altofen*) ein, die um 1410 ausgebaut worden sein soll und durch den Chronisten Ulrich von Richental vornehmer als die Prager hohe Schule eingestuft wurde. Doch nach dem Konzil in Konstanz gibt es

keine Nachrichten mehr über ihr Bestehen. András Kubinyi befaßt sich mit dem ungarischen Städtewesen in der Sigismund-Zeit (S. 171-178). Er stellt fest, daß die wirklichen Städte der unmittelbaren Jurisdiktion des Königs unterworfen waren. Von den Siedlungen, die im Mittelalter ein Stadtprivileg erhielten, werden 22 Prozent schon vor 1387 »civitates« oder »oppida« genannt. Zu diesen kamen weitere 24 Prozent unter Sigismund hinzu (ohne Siebenbürgen und Slawonien). Es ist auch bezeichnend, daß während der Sigismundzeit mehr Städte entstanden als in den vorausgegangenen 150 Jahren. Sigismund folgte in den stadtbezogenen Herrschaftsmaßnahmen seinem Schwiegervater Ludwig dem Großen. Kein ungarischer König erteilte so viele Jahr- und Wochenmarktsprivilegien wie er.

Pál Engel untersucht aufgrund eines Einkünfteverzeichnisses von 1453 oder 1454 die Einkünfte Kaiser Sigismunds in Ungarn (S. 179-182) und kommt zum Schluß, daß die Erträge des Salzmonopols bei weitem die wichtigste Einnahmequelle des Königs waren. An zweiter Stelle stand der Kammergewinn. Das königliche Edelmetallmonopol brachte schätzungsweise 60.000-80.000 Gulden ein. Mit dem Grenzzoll (dem Dreißigsten) und der Sondersteuer der Siebenbürger Sachsen (dem Martinszins) lassen sich die Jahreseinkünfte Sigismunds auf 300.000-350.000 Gulden ansetzen.

Die Sektion „Wirtschafts- und Verkehrswesen“ ist ganz ungarischen Themen gewidmet. István Draskóczy schreibt über das ungarische Salzwesen unter König Sigismund (S. 184-191), Zsigmond P. Pach über die Verkehrsrouten des Levantehandels nach Siebenbürgen und Ungarn in der Zeit Sigismunds (S. 192-199). Der erstere erwähnt, daß Sigismund 1397 die Verwaltung und den Verkauf des Salzes reformierte und unter einer einheitlichen Leitung zusammenfaßte. Diese Zentralisation überlebte aber den Florentiner Vertrauten des Königs, Filippo Scolari (Pipo Ozorai), nicht. Der Verf. versucht, die Höhe der Salzproduktion unter Sigismund zu ermitteln. Pachs Beitrag ist für die Forschung durch die Problemstellung bedeutsam. Unter Benützung bisher unbeachteter siebenbürgischer und rumänischer Urkunden räumt er mit der älteren, etwa von Dezső Csánki befürworteten These auf, »daß es zwischen der Levante und Ungarn keine unmittelbare Überlandverbindung gegeben habe«. Dann geht er der Frage nach, wie König Sigismund diese östliche Handelsroute in seine Gesamtpolitik einband. Seinen Ergebnissen nach stand in den Plänen des Herrschers seit dem Krieg gegen Venedig (1411) dem Transitverkehr von der Schwarzmeerküste nach Siebenbürgen und Ungarn eine bedeutende Rolle zu. Der König unterstützte die Genuesen und hoffte, unter deren Vermittlung den Karawanenverkehr von China zum Schwarzen Meer beleben zu können.

Im Abschnitt „Hof und Residenz“ bringt Iván Bertényi einen heraldischen Beitrag („Simon von Barrwys Wappenbrief aus dem Jahre 1417“, S. 220-226). Emese Nagy behandelt die Sach- und technische Kultur am Hofe Sigismunds (S.227-234), István Feld die „Residenzen der Aristokratie der Sigismund-Zeit in Ungarn“ (S. 235-253). Ernő Marosi („Die Persönlichkeit Sigismunds in der Kunst“, S. 255-267) geht der Frage nach, ob sich mit der Person Sigismunds eine Epoche in der Kunstgeschichte Ungarns kennzeichnen läßt. Er befindet, daß »eine Hofkunst um die Person Sigismunds mit deutlich ausgeprägtem Charakter erst in der zweiten Hälfte

seiner Regierung, also seit seiner römisch-deutschen Königszeit, festzustellen ist« (S. 263). Marosi wendet sich gegen die von Viktor Schwarz vertretene These, die Statuenreihe von Ofen (*Buda*) sei vor der Schlacht von Nikopolis in Auftrag gegeben worden. Darin aber, daß dem Zyklus von Ofen eine gemeinsame Darstellung des Königs mit den Vertretern der Stände seines Landes zugrunde lag, stimmt er Schwarz zu (S. 263-264). Michael Viktor Schwarz behandelt den Skulpturenfund auf der Burg von Ofen in „König Sigismund als Mäzen und der Weiche Stil in der Skulptur“ (S. 307-338). Ihm nach sei die Wahrscheinlichkeit groß, daß der Wiener bzw. Großlobminger Bildhauer der Schüler des Ofeners war (S. 312). »Die Budaer Bildhauer stammten also vermutlich nicht aus einem der Kunstzentren Ostmitteleuropas, Thorn, Breslau, Prag, Wien oder ›Großlobming‹, sondern, um auf das Lehrer-Schüler-Modell zurückzugreifen, sie entließen ihre Schüler an jene Stätten« (S. 314). Schwarz nimmt schließlich an, »daß Ungarn kurz vor 1400 schon einmal eine Rolle ausgefüllt hat, die es dann unter Matthias Corvinus mit Sicherheit spielte, nämlich die eines Vermittlers zwischen dem jeweiligen Zentrum der Zivilisation in Frankreich bzw. Italien und dem übrigen Mitteleuropa« (S. 322).

Tünde Wehli behandelt im Zusammenhang mit den Bildfunktionen in Ungarn zur Hussitenzeit den Niederschlag hussitischer Ideen und die Frömmigkeitssymbole in Ungarn (S. 287-292). Sie identifiziert und behandelt Bildprogramme auf dem Gebiet der heutigen Nachbarstaaten Slowakei und Rumänien sowie in Südungarn. Lothar Schultes bringt den Skulpturenfund von Ofen mit der österreichischen Plastik des Schönen Stils (die Steyr-Großlobminger Werkstatt) in Verbindung (S. 293-306). Er erblickt in Ofen »nicht den Ausgangspunkt«, »wohl aber einen Schmelztigel«, wo »Bildhauer verschiedener Herkunft einander inspirierten und gegenseitig nachhaltig beeinflussten«. Ein Teil von ihnen soll 1425 wieder in Venedig anzutreffen sein.

Klaus Popa

Meschede

*Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368-1437.* Hg. von Jörg K. HOENSCH. Warendorf: Fahlbusch 1995. 172 S., 5 Kt. = Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit 6.

Ungarn und ungarische Beiträge zur Sigismund-Forschung sind in dieser Publikation in den Kapiteln „Schwerpunkte der Sigismund-Forschung nach 1945“ (S.12-29), im „Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg (1368-1437)“ (S. 43-147), im „Verzeichnis der verwendeten Quellen und Sekundärliteratur“ (S. 148-152) und in „Legenden und Karten von Reiseverläufen ausgewählter Zeiträume“ (S. 153-163) präsent. Genealogische Tafeln, die Reiserouten der fünf Karten, ein Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen, eine Übersicht des Währungssystems in der ersten Hälfte des 15. Jhs., eine Ortsnamenkonkordanz und ein Personenregister ergänzen den reichhaltigen kritischen Apparat (S. 611-652).

Der Herausgeber, der auf das „Itinerar“ seine kürzlich erschienene Sigismund-Monographie aufbaut,<sup>1</sup> hält zunächst den allgemeinen politischen Rahmen fest, in den der spätere König von Ungarn und König sowie Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation hineingeboren wurde. Es war die Krisenzeit des Spätmittelalters, die durch das »Abtreten einer Generation ›großer‹ Könige« und das Vordringen der Osmanen auf dem Balkan gekennzeichnet ist (S. 13-31). Sigismund wurde durch Ludwig den Großen zum Verlobten seiner zweitgeborenen Tochter Maria am 21. Juni 1373 bestimmt, und am 14. April 1375 kam der Ehevertrag für die beiden in Brünn zustande. Am 17. September 1382 übernahm Maria problemlos die Nachfolge in Ungarn, allerdings noch unter der Regentschaft ihrer Mutter Elisabeth. Sigismund mußte gegen die innerungarischen Parteilungen und den sizilianischen König Karl III. den Kleinen antreten. Er wurde schließlich am 31. März 1387 in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*) gekrönt. Im Abschnitt „König von Ungarn – schwierige Lehrjahre 1387-1396“ (S. 64-92) verfolgt Hoensch die einfallsreiche Kader- und Personalpolitik Sigismunds, die zur Festigung seiner Herrschaft in Ungarn beitrug. In diese Zeit fällt die Schlacht von Nikopolis (1396), in der die christlichen Heere den türkischen unterlagen, und Sigismund nur knapp sein Leben retten konnte, ebenso die Reform der Militärverfassung, die den abhängigen Kleinadel in verstärktem Maße zur Wehrpflicht heranzog. Ende 1397 und Anfang 1398 hielt sich Sigismund in Südsiebenbürgen auf, um den Grenzschutz zu verbessern.

Die Jahre des Aufruhrs 1401-1403 überwand Sigismund mit einem Teilsieg, indem er am 8. Oktober 1403 eine Generalamnestie verkündete. Damit hatte der König seine Macht gefestigt und bis 1410 ausgebaut (S.119-147). Hoensch befindet, daß die zweite Hälfte seiner Herrschaft in Ungarn von einer ungewöhnlichen personellen Stabilität und Kontinuität gekennzeichnet war (S.119). Er hebt hervor, daß unter den von Sigismund für Regierungsämter ausgesuchten Baronen wenige Kirchenfürsten waren, und auch aufstiegsorientierte Vertreter des mittleren Guts- und Kleinadels herangezogen wurden. Sigismund achtete darauf, »daß sich die aus wohlhabenden Adligen herausbildende neue Aristokratie bruchlos in das bestehende monarchische System einfügte« (S. 125). Gewissermaßen als Wahrer der ungarischen Interessen, aber eher zum Schutz des Patronatsrechts der ungarischen Könige hatte Sigismund bereits 1394 eine Verordnung erlassen, die den Kapiteln untersagte, vom Papst ernannte ausländische Kleriker aufzunehmen und ihnen Pfründe zu übertragen. Diese Bestimmung bekräftigte der König am 6. April 1404, womit er sich und den adligen Patronatsherr ein Vetorecht bei der Besetzung geistlicher Stellen vorbehielt. Diese Politik erfuhr durch das Konstanzer Konzil am 19. September 1417 eine Bestärkung, als die anwesenden Kardinäle ihm für Ungarn ein Oberpatronatsrecht zustanden (S. 127-128). Hoensch bespricht die liberale Städtepolitik Sigismunds, die sich in dem am 15. April 1405 erlassenen „Städtedekret“ niederschlug, und meint, daß es dem Herrscher nicht gelang, »im ungarischen Städtewesen mit dem in West- und Südeuropa erreichten Standard

---

<sup>1</sup> Jörg K. Hoensch: Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368-1437. München 1996.

gleichzuziehen« (S. 133). Auch zu der von Sigismund gewünschten Entwicklung des niederen Adels zu einem eigenständigen politischen Faktor als Gegengewicht zur einflußreichen Schicht der Großgrundbesitzer kam es nicht (S. 134). Die größten außenpolitischen Schwierigkeiten bereitete Sigismund das Ausgreifen Venedigs auf die dalmatinische Küste, das 1411 zum offenen Krieg führte.

Sigismund blieb Ungarn wiederholt für mehrere Jahre fern, so zur Zeit des von ihm patronierten Konzils von Konstanz. Als der Druck der Osmanen auf der Balkanhalbinsel zunahm, stellte der König vergleichsweise spät, am 25. August 1419, das allgemeine Aufgebot auf. Doch es scheint zu keinen ersten Kampfhandlungen gekommen zu sein, weil Sigismund nicht wagte, über die Donau zu setzen. So konnten 1420/1421 die vom neuen Woiwoden der Walachei, Dan II., unterstützten Türken in Siebenbürgen einfallen. 1423 stellte sich Dan auf die Seite Sigismunds, wurde aber 1427 von den Türken besiegt, so daß Sigismund zur Organisation der Türkenabwehr nach Siebenbürgen eilte. Ein antiosmanisches Bündnis der katholischen Länder konnte wegen der andauernden Auseinandersetzung Ungarns und Venedigs um Dalmatien nicht zustande kommen. Sigismund scheint geneigt gewesen zu sein, Venedig nachzugeben, doch auf Drängen der ungarischen Barone, die auf eine Rückgabe Dalmatiens bestanden, befolgte der König einen Konfrontationskurs (S. 339). Die Expansionsgelüste Venedigs auf Kosten Ungarns dürfen also als Hauptursache des nahezu ungehinderten Vormarsches der Türken auf dem Balkan eingestuft werden. Aber auch Sigismunds Mehrfrontenpolitik mit wiederholten Kriegseinsätzen gegen die Hussiten in Böhmen und Bemühungen um die Kaiserkrönung kam den Osmanen zugute.

Um die Abwehrkraft Ungarns zu verbessern, erließ Sigismund im Winter 1426/1427 die erste Militärordnung für Ungarn. Ende Oktober 1426 begab er sich nach Siebenbürgen. Als die Festung Galambóc (*Golubovac*) in die Hände der Türken gelangte, ließ Sigismund am anderen Ufer der Donau Szentlászlóvára (*Lászlóvára, Coronini*) errichten. Auch den Deutschen Orden gewann er für die Entsendung von sieben Angehörigen, die 1429 im Banat von Severin (*Szörényi*) eintrafen. Doch 1432 zerstörten die Türken die noch nicht voll verteidigungsfähigen Burgen des Ordens, der sich 1433 aus dem Unternehmen zurückzog. Nach Hoensch sei das Scheitern des Ansiedlungswerkes nicht ausschließlich Sigismund, »der sich in seinen letzten Regierungsjahren nur noch sporadisch mit ungarischen Angelegenheiten beschäftigte«, anzulasten, sondern auch den weitverbreiteten Vorbehalten der ungarischen Magnaten und der siebenbürgischen Sachsen »gegen die Neuankömmlinge« (S. 345).

In die letzten Regierungsjahre Sigismunds fällt das Baseler Konzil, das der zwischenzeitlich zum Kaiser Emporgestiegene patronierte. Seinem Einschreiten ist es zu verdanken, daß die Kirchenspaltung überwunden wurde. Ungarn befand sich in einem beklagenswerten Zustand, als der König am 16. Oktober 1434 in Preßburg eintraf. Die bis zu seinem Tod ergriffenen Abwehrmaßnahmen gegen die Türken unter Einführung neuer Steuern (das Fünfzigstel eines Jahreseinkommens aller weltlichen Steuerzahler in Ungarn, der halbe Zehnt der Geistlichkeit) waren zum Teil erfolgreich, wurden aber nach seinem Tod nicht konsequent fortgesetzt. Der Wunsch Sigismunds, in Ungarn zu sterben, weist auf seine Verbundenheit mit sei-

ner Wahlheimat hin. »Die dem Nationalstolz seiner Untertanen entgegenkommende starke Identifizierung mit Ungarn und dessen großer Vergangenheit sowie seine inbrünstige Verehrung des Ritterkönigs Ladislaus I. des Heiligen, dessen Grab in Großwardein er mehrfach aufsuchte und in dessen Nähe er selbst beigesetzt werden wollte, trugen bedeutend zur Stabilisierung seiner Regierung und zur Hebung seines Ansehens bei.« (S. 505-506.)

Klaus Popa

Meschede

*Humanismus und Renaissance in Ostmitteleuropa vor der Reformation*. Hgg. von Winfried EBERHARD, Alfred A. STRNAD. Köln (u. a.): Böhlau 1996. 342 S. = Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 28.

Der Band bringt Beiträge der vom 20. bis 23. Juni 1992 in Regensburg zu dem im Titel genannten Thema abgehaltenen Tagung. An das Vorwort von Msgr. Dr. Paul Mai, erstem Vorsitzenden des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte, schließt sich der Beitrag des (damals) Bochumer Professors Winfried Eberhard über die „Grundzüge von Humanismus und Renaissance: ihre historischen Voraussetzungen im östlichen Mitteleuropa. Eine Einführung“ an (S. 1-28). Das Fazit der Tagung, die sich neben ungarischen auch böhmischen, schlesischen, österreichischen und allgemein slawischen Bezügen widmete, ziehen die Herausgeber („Renaissance und Humanismus in Ostmitteleuropa vor der Reformation. Eine Zusammenfassung“, S. 317-323).

Am ausführlichsten werden ungarische Themen von Ágnes Ritoók-Szalay („Der Humanismus in Ungarn zur Zeit von Matthias Corvinus“, S. 157-171) und Ernő Marosi („Die corvinische Renaissance in Ungarn und ihre Ausstrahlung in Ostmitteleuropa“, S. 173-187) behandelt. Ritoók-Szalay bespricht aufgrund der ungarischen Forschungsergebnisse des letzten Jahrzehnts bis Sommer 1992 vier »komplexe Themenkreise«: 1. Die Gründe für die verhältnismäßig frühe Rezeption des Humanismus in Ungarn; 2. Johannes Vitéz de Zredna der Ältere (1408-1472) und sein Wirken; 3. Die Renaissance-Kultur Ungarns als Vermittlerin des Humanismus und der Renaissance in anderen Ländern; 4. Der königliche Hof und die kleineren Zentren bei der Verbreitung der Renaissance-Kultur in Ungarn.

Die Autorin stellt zu 1. fest, daß der von Italien nach Ungarn vordringende Humanismus auf seinem »Siegeszug« keine Hindernisse zu überwinden hatte, weil ihm kein »an eine nationalsprachige hohe Literatur gewöhnter Geschmack eines anspruchsvollen Leserpublikums« im Wege stand (S. 158). Der Humanismus gelangte mit der Übersetzung der Geschichte Alexanders des Großen („Anabasis Alexandri“) ins Lateinische durch Pier Paolo Vergerio des Älteren (1370-1444) nach Ungarn. Es sei bezeichnend, daß der Humanismus in Ungarn mit der Kirche und ihrer Lehre nicht gebrochen und daß seine Entwicklung im mittelalterlichen Rahmen eingebettet begonnen und diese Linie auch später nicht verlassen habe. Diese Kontinuität erweise sich als wesensbestimmend für die ungarische Renaissance (S. 159).

Johannes Vitéz ist zweifelsohne die Persönlichkeit, an der die obigen Konstanten des ungarischen Humanismus am klarsten erkennbar sind. Er war am Hofe von Kaiser Sigismund, König Wladislaw Jagiello, des Reichsverwesers Johann Hunyadi und von Matthias Corvinus angestellt. 1465 wurde er Erzbischof von Gran (*Esztergom*) und bemühte sich um die Gründung einer Universität in Preßburg. Doch diese Universität überlebte ihren Gründer nicht lange, denn König Matthias ließ sie nach Ofen versetzen. Es ist nur das Zustandekommen der theologischen Fakultät bekannt, die später als *Studium generale* des Dominikanerordens auch funktionierte (S. 162). Hierzu sei bemerkt, daß eine kontextuelle, zeitbezogene Beziehung zwischen der Absicht des Königs, in Ofen eine Universität entstehen zu lassen, und der Erhebung des dortigen Dominikanerstudiums zu einer Ordensuniversität zweifelsohne besteht, davon aber nicht auf die Entstehung einer Universität geschlossen werden sollte, weil das Ofener *Studium generale*, dessen Bestehen 1477 bezeugt ist,<sup>1</sup> nachweislich ausschließlich ordensintern funktionierte, also nur ungarische Ordensangehörige theologisch ausbildete.<sup>2</sup> Um Vitéz gruppierte sich eine Protoakademie, ein humanistisches *Contubernium* (S. 160, 163). Auch die Druckerei, die 1473 in Ofen ihre Arbeit aufnahm, geht auf ihn zurück. Laut Schlußfolgerung Frau Ritoók-Szalays waren im letzten Drittel des 15. Jhs. alle Bischofssitze humanistische Zentren.

Ernő Marosi begrenzt die Bezeichnung »corvinische Renaissance« auf die elitären Kulturerscheinungen am Hofe von Matthias Corvinus. Er identifiziert auch »eine selbständige Bedeutung der Jagiellonenzeit in der ungarischen Kunstgeschichte« und bemerkt, daß die ungarische Forschung bisher nicht imstande war, neben der italienischen Renaissance auch andere Quellen, besonders die deutsche Renaissance, gebührend herauszustellen. Die jüngere ungarische Forschung erblickt zunehmend in den Zentren und Unternehmungen der Jagiellonenzeit einen Ausgangspunkt der Renaissance in Ungarn. Der Verf. bezieht Stellung gegen das »einfache Schema der Bewegung der Renaissanceformen nach unten« sowie dasjenige »vom Exodus der Italiener aus Ungarn in der Jagiellonenzeit« (S. 183-186).

Klaus Popa

Meschede

*Alte siebenbürgische Drucke (16. Jahrhundert)*. Hg. von Gedeon BORSA. Köln (u. a.): Böhlau 1996, 449 S. = Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens 21.

In ungarischer Sprache wurden die siebenbürgischen Drucke vom ausgehenden 15. bis zum Ende des 17. Jhs. 1971 in einer von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der Széchényi Nationalbibliothek unter dem Titel „*Res litteraria Hungariae vetus operam impressorum. Régi magyarországi nyomtatványok 1473-1600*“ im Akademie-Verlag Budapest herausgegebenen Bibliographie alter

<sup>1</sup> *Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen*. VII: 1474-1486. Herausgegeben von Gustav Gündisch [u. a.]. Bukarest 1991, Nr. 4022.

<sup>2</sup> *Acta Capitulorum Generalium Ordinis Praedicatorum*. III. Rom 1901.

ungarländischer Drucke zusammengestellt, die von Gedeon Borsa, Ferenc Hervay und Béla Holl bearbeitet worden ist. Der nun in deutscher Sprache vorgelegte, die *siebenbürgischen* Drucke bis 1600 erfassende Band geht auf eine Initiative der Siebenbürgischen Bibliothek in Gundelsheim und des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde (Heidelberg) zurück. Die deutschsprachige Ausgabe folgt in Anlage, Text und ergänzenden Anmerkungen weitgehend der ungarischen Gesamtausgabe. Die Einordnung der Titel erfolgt chronologisch nach Erscheinungsjahren. Die sorgfältig zusammengetragenen Anmerkungen umfassen jeweils bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Übersetzer, Herausgeber, Druckort, Erscheinungsjahr, Drucker; Umfang mit Bogenzählung und Anzahl der Blätter, Format, Buchschmuck, Illustrationen), Hinweise auf frühere bibliographische Beschreibungen und zur literarischen Gattung (einschließlich kurzer Inhaltsangabe) sowie zum Forschungsstand und zu Druckvarianten. Überdies wird der Leser über Literatur zu den Einzeldrucken informiert und auf andere Drucke, Ausgaben und Auflagen verwiesen. Durch das Verzeichnis alter siebenbürgischer Drucke, das durch Verfasser-, Personen-, Titel- und Druckerregister zuverlässig erschlossen ist, wird eine Fülle sozial- und gesellschafts-, kirchen-, konfessions- und nicht zuletzt landesgeschichtlicher Quellen für weiterführende Studien erschlossen. Die Bandbreite der nachgewiesenen Drucke reicht von den zahlreichen Glaubensstreitschriften, Andachtsbüchern und Katechismen in verschiedenen Sprachen bis zu Grammatiken, humanistischen Texten und Historienliedern.

Bedauerlich ist allenfalls, daß der Band keine historische Einführung enthält, der zumindest die großen Entwicklungslinien der siebenbürgischen Geschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit skizziert und dabei den komplizierten verfassungsrechtlichen und konfessionspolitischen Rahmen absteckt, vor dessen Hintergrund die vorliegenden Drucke interpretiert werden müssen. Die Erfahrung zeigt leider, daß Siebenbürgen, trotz hervorragender Studien in diesem Bereich, in der europäischen Frühneuzeit-Forschung immer noch viel zu wenig beachtet wird. Vielleicht kann dies im zweiten Band siebenbürgischer Drucke von 1601-1700 nachgeholt werden, dessen Erscheinen bereits angekündigt ist.

Joachim Bahlcke

Leipzig

KÖRMENDY József: *Gróf Volkra Ottó Keresztelő János veszprémi püspök élete és munkássága 1665-1720* [Leben und Werk des Bischofs von Veszprém, Graf Otto Joh. Bapt. Volkra 1665-1720]. Veszprém: Veszprém Egyházmegyei Történelmi Munkaközösség 1995. 130 S., 12 Abb.

Der Verf., Archivar der Erzdiözese Veszprém (*Veszprém*) und bekannter Heimatforscher, setzt mit seiner Monographie die 1933 begonnene historische Reihe der Geschichte der Diözese Veszprém fort. Als der gebürtige Wiener Aristokrat Volkra 1710 zum Bischof von Veszprém ernannt wurde, verfolgte der Hof eine Personalpolitik, die aus dynastischen und politischen Interessen eine ganze Reihe fremder, meist deutscher Magnaten auf die ungarischen Bischofsstühle brachte

(Nesselrode, Althans, Christian August zu Sachsen-Zeitz und weitere<sup>1</sup>). Graf Volkra (Volckra) gehörte zu ihnen, wurde aber trotzdem ein eifriger ungarischer Oberhirte, der seine von den Türken und der Reformation zerrüttete und fast zerstörte Diözese in nur zehn Jahren gründlich zu erneuern vermochte. Der Lebensweg und die Lebensleistung des Bischofs wird vom Verf. anhand der Dokumente minutiös zusammengestellt, im ausführlichen Anmerkungsapparat präzise belegt und in sechs umfangreichen Originaldokumenten reichlich veranschaulicht. Zu diesen letzteren gehören nicht nur Volkras Ernennungsurkunde und sein Testament, sondern auch die ausführlichen Inventare seiner Hinterlassenschaft, die ebenfalls ein bezeichnendes Bild über ihn selbst und die Verhältnisse jener Zeit entwerfen. Zur Studie gehören auch Namen-, Orts- und Literaturverzeichnisse sowie zwölf Fotografien und eine Zusammenfassung in deutscher Sprache. Die Erzdiözese Wesprim, aber auch der ganze Kreis der ungarischen Kirchenhistoriker, kann József Köröndy für diese gründliche Arbeit dankbar sein, die in der Monographie des barocken Oberhirten eine bisher schmerzhaft Lücke schließt.

*Gabriel Adriányi*

Bonn

*Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg 1711-1794. Neue Perspektiven zu Politik und Kultur der europäischen Aufklärung.* Hgg. von Grete KLINGENSTEIN, Franz A. J. SZABO. Graz (u. a.): [Andreas Schnider Verlagsatelier] 1996. 499 S.

Am 27. Juni 1794 starb in Wien Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, mit dem der Aufstieg des mährischen, in Austerlitz bei Brünn beheimateten Geschlechts der Kaunitz in den Wiener Hofadel im Jahrhundert von Absolutismus und Frühaufklärung seinen Höhepunkt fand. Als Staatskanzler wurde Kaunitz, eine der zentralen Figuren der europäischen Politik der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jhs., zum Architekten des im Siebenjährigen Krieg gegen Preußen gerichteten Renversement des Alliances. Seit seinem Tode ist Wenzel Anton, von dem schon zu Lebzeiten als vom »großen« Kaunitz gesprochen wurde, unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen Österreich und Preußen und im Zusammenhang mit den konsequent die Außen- von der Innenpolitik trennenden Tätigkeitsfeldern gesehen und bewertet worden. Diese zum Teil problematische Eingrenzung in Frage gestellt und gleichzeitig auf die von Kaunitz ausgehenden mannigfaltigen gesellschaftlichen und kulturellen Impulse hingewiesen zu haben, ist das erfreuliche Ergebnis des von Grete Klingenstein und Franz A. J. Szabo vorgelegten Sammelbandes, der die Ergebnisse einer 1994 vom Historischen Museum in Austerlitz in Zusammenarbeit mit der Brünner Außenstelle des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institutes in Wien anlässlich des 200. Todestages des österreichischen Staatskanzlers veranstalteten internationalen Tagung enthält.

---

<sup>1</sup> Zu diesen und dem Fragenkreis siehe die Abhandlung von Joachim Bahlcke in diesem Band, S. 81-103.

Der Sammelband vereint 29 Beiträge in deutscher, englischer und französischer Sprache, die sich thematisch sowohl auf die Außen- als auch auf die Kirchen-, Kultur- und Familienpolitik beziehen. Franz A. J. Szabo (Ottawa) stellt einleitend die Neuordnung der Prioritäten bei Kaunitz und dessen defensive Friedenspolitik in den Vordergrund, die vor allem auf eine Stärkung des Zentrums ausgerichtet gewesen sei. Er habe damit in hohem Maße eine »alternative Vision« entwickelt, die auf die Schaffung einer neuen Identität der Monarchie abgezielt habe. Szabo wendet sich gegen ältere Interpretationen, die immer wieder vom »Einstieg« des Staatskanzlers in die Innenpolitik sprechen, nachdem dieser in der Außenpolitik – der Versuch, Schlesien zurückzugewinnen, war schließlich ebenso mißlungen wie das Bemühen, Preußen in den Rang einer Mittelmacht zurückzusetzen – gescheitert war. Ähnlich argumentiert Grete Klingenstein (Graz) in ihrem Beitrag über Kaunitz und die diplomatische Revolution. Sie unterstreicht die Autorität von Wenzel Anton, der sich Ende der vierziger Jahre geradezu eine »wirtschaftspolitische Avantgarde« nach Wien geholt habe, in allen Bereichen der Handelspolitik. Seine Außenpolitik habe sich nicht in einem Abstraktum von Macht- und Interessenfragen, sondern stets unter Berücksichtigung der spezifisch österreichischen Lage – im Vergleich zu England etwa in der Frage der Einheit des Zollgebietes – abgespielt.

Lothar Schilling (Frankfurt am Main) hebt dagegen doch einschränkend die Grenzen rationaler, aufgeklärter Machtpolitik bei Kaunitz hervor, der in seinen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata eine »geschlossene« und vielfach begrenzte, der Empirie einen überaus hohen Stellenwert einräumende Vorstellungswelt besessen habe. In dieses Bild fügt sich in gewisser Weise der Beitrag von Horst Carl (Tübingen) über Kaunitz und Ostfriesland ein, der eine andere und bisher wenig erhellte Seite des aufgeklärten Reformpolitikers vorstellt. Kaunitz, der über die Reichsgrafschaft Rietberg – diese ist auch Gegenstand der Beiträge von Alwin Hanschmidt (Osnabrück) und Manfred Beine (Rietberg) – zugleich Ansprüche auf ganz Ostfriesland geltend zu machen suchte, betrieb zugleich eine auf Statuserhöhung orientierte Familienpolitik im Alten Reich und blieb dabei in hohem Maße traditionellen Handlungsmustern und einem an dynastischen Personenverbänden und deren Herrschaftselementen orientierten Denken verpflichtet. Er sei damit eine der letzten Persönlichkeiten gewesen, die eine bemerkenswerte Sensibilität für das komplizierte Zusammenspiel im Alten Reich besaßen. Weitere Aspekte betreffen die Beziehungen von Kaunitz zu den westlichen Mächten nach dem Siebenjährigen Krieg und das Ende der Ära Kaunitz in der Staatskanzlei, die H. M. Scott (St. Andrews) und Michael Hochedlinger (Wien) untersuchen, sowie die Rolle von Kaunitz in der Italienpolitik des Österreichischen Erbfolgekrieges und während seiner Zeit am französischen Hof, die Elisabeth Garms-Cornides (Graz) und Milena Lenderová (Budweis) erhellen.

Die böhmisch-mährischen Wurzeln und Kontakte stehen im großen und ganzen gesehen im Hintergrund. Einzig Dušan Uhlř (Troppau), Jan Janák (Brünn) und Bronislav Chocholáč (Brünn) informieren kurz über einzelne landesgeschichtliche Bezüge, Güterentwicklung und wirtschaftliche Erträge der Kaunitzischen Manufakturen in Mähren. Noch schlechter steht es um die Beziehungen von Kaunitz

zu Ungarn, die auf der Tagung einzig von Éva Balázs näher analysiert wurden. Doch ausgerechnet dieser Beitrag fehlt nun auch noch im Tagungsband, so daß hinsichtlich der räumlich-geographischen Berücksichtigung durch das vollständige Fehlen der Länder der ungarischen Stephanskronen eine empfindliche Lücke entstanden ist.

Ungleich stärker wird dagegen das Wirken von Kaunitz ab 1742 als Gesandter in Turin sowie zwei Jahre später als Berater beim Generalgouverneur der österreichischen Niederlande in den Vordergrund gerückt. Carlo Capra (Mailand), Claudio Donati (Mailand) und Antonio Trampus (Turin) widmen sich der österreichischen Lombardei und dem Trentino, Michèle Galand (Brüssel), Bruno Bernard (Brüssel) und Renate Zedinger (Wien) den österreichischen Niederlanden. Während Christopher Duffy (Sandhurst) in einem großen Bogen das Verhältnis von Kaunitz zur österreichischen Armee erhellt, konzentriert sich Christine Lebeau (Straßburg) in ihrem methodisch bemerkenswerten Beitrag auf die Personalpolitik des Staatskanzlers. Ernst Wangermann (Salzburg) rekonstruiert minutiös den Handlungsspielraum des alten Kaunitz im Krieg gegen das revolutionäre Frankreich.

Das als »Josephinismus« benannte Reformbündel, dessen zeitgenössische Begründung und Legitimation sowie die Haltung von Kaunitz in der Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche sind Gegenstand des hochinteressanten Beitrags von Harm Klueting (Köln). Klueting relativiert die Einflüsse der Aufklärung und betont mit Nachdruck diejenigen des protestantischen Staatskirchenrechts, das Kaunitz durch Studium und persönliche Kontakte kennengelernt, studiert und überaus geschätzt habe. Die Reduzierung der kirchlichen Gewalt auf einen engen, in der theoretischen Argumentation eigentlichen Kernbereich, die Kaunitz als wirtschaftlich vorteilhaft und politisch nützlich beurteilte, die Zurückweisung der Existenz eines privilegierten geistlichen Standes und die Unterstellung des Kirchengutes unter die Aufsicht der weltlichen Gewalt seien daher weniger mit der Aufklärung als vielmehr mit dem Protestantismus in Verbindung zu sehen.

Abgerundet wird der Sammelband mit Beiträgen von Gerhard Croll (Salzburg) über Musiker und Musik in der Privatkorrespondenz von Kaunitz, Gudrun Busch (Mönchengladbach) über Gottfried van Swietens Berliner Briefe an Kaunitz und das Berliner Musikleben sowie Jiří Kroupa (Brünn) über Kaunitz und die bildende Kunst. Letzterer würdigt den Staatskanzler als einen der bedeutendsten Kunstmäzene der Zeit, der eine umfassende Kulturpolitik betrieben und überdies eigene architektonische und künstlerische Entwürfe umgesetzt habe. Überaus anregende Gedanken präsentiert Robert J. W. Evans (Oxford) in seinen Ausführungen über Mähren und die Kultur der Aufklärung.

Insgesamt vermag der Sammelband ohne Zweifel die wichtigsten Forschungsansätze der Gegenwart auf engem Raum zu komprimieren und damit eine wichtige Zwischenbilanz zu ziehen. Die Tatsache, daß Ungarn völlig ausgeklammert wurde, wirft aber ein bezeichnendes Licht auf die noch immer sehr ungleich gewichteten Forschungen über die Habsburgermonarchie in der frühen Neuzeit. In formaler Hinsicht hinterläßt der schlecht gebundene und noch schlechter gedruckte Sammelband einen eher zwiespältigen Eindruck. Ebenso bedauerlich sind

die zu knapp geratene Einführung, in der nur in wenigen Strichen die Entwicklung des Forschungsstandes angedeutet wird, sowie das vollständige Fehlen eines Personen-, Orts- und Sachregisters.

Joachim Bahlcke

Leipzig

*Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867. Abteilung I. Bd. 1: Die Ministerien des Revolutionsjahres 1848 (20. März 1848 – 21. November 1848).* Bearb., eing. von Thomas KLETEČKA. Wien: Österreichischer Bundesverlag/Pädagogischer Verlag 1996. LXVII, 728 S. = Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867.

Das Jahr 1848 war in jeder Hinsicht ein sehr ereignisreiches für die Monarchie. Die im schnellen Ablauf aufeinanderfolgenden außen- und innenpolitischen sowie nationalen Wandlungen begannen, sich zu überstürzen. Aus einem kaiserlichen Zugeständnis an die Märzrevolution heraus bildete sich erstmals ein österreichischer Ministerrat. Das neue exekutive Regierungsorgan wurde zwischen Krone und Bevölkerung bzw. zwischen Herrscherhaus und Revolution gestellt, um letzterer entgegenzusteuern und um einen neuen, durch tragfähige Institutionen präsentierten Staat unter Aufrechterhaltung der alten Ordnung zu schaffen.

Der vorliegende Band kommt aus der von Waltraud Heindl geleiteten Redaktion des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts und wurde von Thomas Kletečka, der bereits an früheren Bänden dieser Abteilung der Ministerratsprotokolle mitgewirkt hat, umsichtig bearbeitet. Mit 127 Protokollen, die insgesamt 1080 Tagesordnungspunkte aufweisen, wird die Anfangsphase des Ministerrats mit den vielfältigen Formierungsschwierigkeiten von der März- bis zur Oktoberrevolution 1848 geschildert. Aufgrund der problematischen politischen Ausgangslage überrascht es kaum, daß der Ministerrat, der sich unmittelbar in der Anfangsphase durch Demissionen Kolowrats, Kübecks, Taaffes und Zaninis mit Personalschwierigkeiten auseinanderzusetzen hatte, seine Sitzungen fast täglich abhielt. So wechselte in der behandelten Zeitspanne fünfmal der Vorsitz sowie die Besetzung der jeweiligen Ministerressorts. Auch die Tagesordnungsstruktur der jeweiligen Sitzungen ließe auf den ersten Blick auf eine gewisse Ungewandtheit in der inhaltlichen Zusammenstellung derselben schließen. So kamen in den Sitzungen vom 22. Mai 1848 und 15. September 1848 (S. 291-302, 626-633), aber auch in anderen, innenpolitische Angelegenheiten sowohl aus dem zis- als auch aus dem transleithanischen Bereich der Monarchie (Aufstände in Lombardo-Venetien, Verfassung und Wahlgesetz in Triest, Pfingstaufrühr in Prag, Bürgerkrieg in Ungarn), zusammen mit außenpolitischen Geschäften, mit Belangen der Personalpolitik (Armtsenthaltungen und -bekleidungen, Beförderungen militärischer Art) auch Aspekte der Steuer- und Sozialpolitik zur Sprache. Auf den zweiten Blick kann man jedoch die Themenfülle der sich dramatisch entwickelnden politischen Lage im Kaiserreich zuschreiben, welche die Umgehung einiger Belange zugunsten anderer nicht zuließ.

Zu den zentralen Themen des Ministeriums gehörten in diesem Zeitraum die Definierung der eigenen Machtsphäre, die Erlassung einer Wahlgesetzordnung, die Bildung und Auflösung des Sicherheitsausschusses der Stadt Wien, die Reaktionen auf den Aufruhr in Lombardo-Venetien und die Aufstände in Galizien, die Friedensverhandlung mit Sardinien, der Prager Pfingstaufstand und sein Ende durch das Eingreifen von Fürst Windischgrätz, die Robotaufhebung in den einzelnen Kronländern und neue Arbeitsprogramme zur erhofften Senkung und eventuellen Beseitigung der drastisch hohen Arbeitslosigkeit. Zunehmend in den Mittelpunkt rückten auch die Bestrebungen Ungarns, die Monarchie in einen aus zwei weitgehend unabhängigen Teilstaaten bestehenden Staatenbund umzuwandeln. Dieser Zielsetzung stand nicht zuletzt der Umstand entgegen, daß in der ungarischen Reichshälfte mehrere nichtmagyarische Nationalitäten lebten, die andere Positionen vertraten. Eines der zahllosen Beispiele hierfür stellt die Beschwerde der Banalkonferenz – der Stände von Kroatien, Dalmatien und Slawonien – an den Kaiser vom 11. Mai 1848 dar (S. 238). Die ausbleibende Lösung der Nationalitätenfrage bewog auch die Rumänen in Siebenbürgen, am 17. Mai 1848 eine Petition an den Kaiser zu richten, in der sie die »fortdauernde Sonderung von Ungarn« forderten.

Intensiv behandelt wurde vom Ministerrat die Aufteilung der österreichischen Staatsschuld und die Übernahme eines Teiles durch Ungarn. Der Ministerrat, vor allem Innenminister Baron Pillersdorf, war bemüht, diese Angelegenheit möglichst rasch zu regeln, da für den 9. April die Schließung des ungarischen Landtags angesetzt war. Im Tagesordnungspunkt III vom 11. April 1848 wurde beschlossen, die Geldanweisungen zur Finanzierung der in Ungarn befindlichen Truppen einzustellen, weil Ungarn den Verband mit dem Zentralstaat in finanzieller Beziehung aufgelöst habe und keine Zahlungen mehr an die k. k. Kasse leiste. Folglich sollte Ungarn die Staatsschuld in der Form der Truppenverpflegung tilgen (S. 56).

Auch der Anspruch auf die Militärgewalt und die Übernahme der Militärgestütze in Ungarn durch das ungarische Ministerium beschäftigten den Wiener Ministerrat. Bereits Mitte April 1848 versuchte der ungarische Minister Fürst Esterházy, zwei ungarische Regimenter aus Galizien in die Militärgrenze zu beordern und im gleichen Zug zwei slawische nach Galizien zu schicken, um an der Militärgrenze den ungarischen Rückhalt zu verstärken (S. 77, 86). In der Folge kam es zu diversen Truppenverlegungen, die der Stärkung der ungarischen Nationalität im gesamten Königreich Ungarn dienen sollten. So ist der Sitzung vom 22. August 1848 die Abschiebung von 500 italienischen Soldaten aus Szeged zu entnehmen (S. 590).

In diesem Zusammenhang seien auch die politischen und militärischen Aktionen des kroatischen, dem Wiener Hof loyal ergebenen Banus Baron Jellačić mit samt Boykottabsichten gegenüber der Politik der ungarischen Regierung erwähnt. Der Banus forderte am 8. Juli 1848 vehement die Unterordnung der kroatisch-slawonischen Angelegenheiten unter das österreichische Kriegsministerium. Auch während Jellačić, der von ungarischer Seite als Rebell angesehen wurde, das Scheitern der Verhandlungen über einen friedlichen Ausgleich zwischen Kroatien und Ungarn (S. 598) einräumte, plädierte der österreichische Ministerrat für

Vermittlungsgespräche auf nichtungarischem Boden. Andernfalls betrachte er diese Situation als – auf diplomatischem Wege – unlösbar (S. 532). Nachdem in Pest der Bürgerkrieg ausgebrochen und die ungarische Regierung zurückgetreten war (11. August 1848), überschritt Jellačić mit seinen Truppen die ungarische Grenze. Der österreichische Ministerrat signalisierte daraufhin dem ungarischen Ministerium eine intensive Verhandlungsbereitschaft, um zumindest die Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten und damit die Staatseinheit zu retten (S. 635, 638).

In anderen Kronländern blieb die politische Bühne keineswegs ruhiger. So kam es in Böhmen zum Prager Pfingstaufrast, der durch den Fürsten Windischgrätz niedergeschlagen wurde. Durch diese Ereignisse wurden die Ministerratssitzungen der darauffolgenden Zeit entscheidend geprägt. Auch die Einführung des Standrechts in Galizien am 14. Juni 1848, allgemein die polnische Nationalbewegung und das national-liberale Programm der Polen in Galizien, die revolutionäre Situation in Lombardo-Venetien sowie die Blockade von Triest und deren Aufhebung wurden zu Behandlungsgegenständen der Wiener Regierung.

Die Verhandlungen zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Ministerium verliefen schriftlich oder mündlich. Der österreichische Ministerrat bevorzugte ihrer Schnelligkeit wegen stets die letztere Alternative, zumal einige ungarische Minister fast ständig in Wien weilten. Die Diskussion der ungarischen Themen war im Ministerrat in der Regel durch Zugeständnisbereitschaft geprägt. Die Beschlußfassung in ungarischen Angelegenheiten wurde meistens einstimmig befürwortet und oft durch Innovationsvorschläge, die den beiden Seiten nützlich erschienen, ergänzt. Die Devise des österreichischen Ministerrats, die sich durch seine Sitzungen wie ein roter Faden zieht, lautete: Aufrechterhaltung der staatlichen Einheit der Monarchie in jedweder für zeitgenössische Verhältnisse akzeptablen Form.

In bewährter Weise bereitet auch dieser Band die vielschichtige Quellenbasis systematisch und geschlossen auf. Hilfreich sind das chronologisch-regestenartige Verzeichnis der Protokolle und Beilagen (1. April 1848 bis 3. Oktober 1848), das chronologische Verzeichnis der Teilnehmer am Ministerrat sowie das knapp 50 Seiten umfassende Sach-, Orts- und Personenregister. Auch für diesen, in der Editionsreihe bereits 17. Band wurden – ergänzend zu den Materialien aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv – Archivbestände der Staatsarchive in Budapest, Brünn, Prag, Krakau und Lemberg herangezogen. Aufgrund verschiedentlicher Aktenverluste konnten die meist in der Ergebnisform verfaßten Protokolle für die Edition nicht vollständig rekonstruiert werden. Auf lückenhafte Passagen, die aufgrund fehlender Quellen bei einigen Tagesordnungspunkten nicht vermieden werden konnten, wird stets in Fußnoten hingewiesen. Der sehr umfangreich gehaltene Anmerkungsapparat ist mit Querverweisen sowie Hinweisen beispielsweise auf biographische Angaben, einschlägige ergänzende Literatur und andere Quellen, die aus Platzmangel nicht abgedruckt werden konnten, ausgestattet.